

»Mein Gott, wie krank ist das denn?«, entfuhr es Fitzen nicht zum ersten Mal.

»Er hatte also einen Plan, ein Szenario«, sagte Benthien und strich sich durch die dichten braunen Haare, sodass sie in alle Richtungen standen, wie er es oft zu tun pflegte, wenn er nachdachte oder angespannt war.

»Die Rückschlüsse müsst ihr ziehen«, bemerkte Claudia, »das ist euer Job. Wir fahren jetzt zurück, im Haus müssen wir ja nichts weiter untersuchen. Bis später!«

Kurz darauf saßen auch Benthien und Fitzen im Auto auf dem Weg nach Niebüll, ins Klinikum Nordfriesland, um mit der bedauernswerten Mutter über ihre Tochter zu sprechen.

Kapitel 2

»Was ist eigentlich ein Exponatständer?«, fragte Fitzen eine gute Stunde später, nachdem sie die Klinik in Niebüll verlassen hatten. »Ist es das, was ich denke? So ein Ständer für Museumsstücke?«

Benthien saß am Steuer und lenkte den Wagen vorsichtig über die schnell vereisende Straße in Richtung Langenhorn, einem kleinen Ort zwischen Niebüll und Husum, wo Anja Derling ein Häuschen gemietet hatte.

»Genau, darauf fixiert man Exponate, zum Beispiel in Museen und Ausstellungen«, erklärte Benthien. »So wie es hier am Tatort beziehungsweise Fundort aussah, hat der Täter einen stockähnlichen Ständer mit einem schweren Fuß benutzt, vielleicht aus Beton. Oben muss er zugespitzt gewesen sein.«

»Und er hat ihn der Frau offensichtlich in den Leib gerammt, um sie zu stabilisieren, wie widerlich ist das denn?«, sagte Fitzen, während er in ein Krabbenbrötchen biss. Manchmal wünschte sich Benthien, Fitzens Nervenkostüm zu haben. Obwohl man nicht sagen konnte, dass Tommy Fitzen unsensibel war. Er konnte nur wunderbar eine Grenze ziehen zwischen seiner Arbeit im Polizeidienst und seinem Privatleben. Benthien gelang das nicht immer so einfach. Oft träumte er nachts von den Tatorten, besonders den grausamen, blutigen. Nach dem Anschlag auf das World Trade Center hatte er nächtelang von den Verzweifelten geträumt, die sich aus den Fenstern gestürzt hatten und im Traum immer vor seinen Füßen gelandet waren. Er sollte versuchen, in dieser Hinsicht von seinem Freund zu lernen.

»Ich frage mich«, sagte Fitzen in seine Gedanken hinein, »ob das der erste Mord unseres Täters war. Wenn ja, hat er das ziemlich perfekt gemacht, wie nach einem Drehbuch. Ich frage mich außerdem, ob wir hier den Anfang einer Mordserie erleben ...« – Benthien stöhnte leise auf – »oder ob es ein Täter aus dem nahen Umfeld des Opfers ist, der es genau auf Anja Derling und niemand anderen abgesehen hat. Was glaubst du?«

»Das kann ich doch jetzt noch nicht sagen, Tommy. Lass uns erst mal Derlings Haus durchsuchen, ihr Handy, ihren Computer, die Nachbarn befragen, dann wissen wir mehr. Nach dem, was ihre Mutter erzählt hat, kann ich mir allerdings kaum vorstellen, dass sie sich Feinde gemacht hat. Sie war zu unauffällig, um überhaupt irgendwo anzuecken.«

»Mütter wissen nicht immer alles von ihren Töchtern«, sagte Fitzen weise und sammelte ein paar Krabben ein, die von seinem Brötchen gefallen waren.

Benthien dachte darüber nach, was ihnen Frau Derling eben in der Klinik über ihre Tochter erzählt hatte.

Anja war ein schwieriges Kind gewesen, in der Schule nur mittelmäßig, für das Gymnasium hatte es nicht gereicht. Eigentlich hatte sie sich immer benachteiligt

gefühlt, zumal ihre beiden älteren Brüder beruflich erfolgreicher waren. Der eine war ein renommierter Theaterschauspieler in Düsseldorf, der andere hatte Medizin studiert und lebte in den USA, wo er in der Zellforschung tätig war.

»Aber sie hat es trotzdem geschafft, einen guten Abschluss zu machen, ist auf eine Berufsfachschule gegangen und hat sich bis zur Sekretärin hochgearbeitet, oder, wie man heute sagt, zur Wirtschaftsassistentin«, hatte Frau Derling mit einem gewissen Stolz in der Stimme erzählt.

Doch auch dann war Anja nie so richtig zufrieden mit ihrem Leben gewesen. Zumal sie lange Zeit keinen Freund hatte. Bis sie sich, vor über zwanzig Jahren, in einen hübschen jungen Thailänder verliebte, der ihre Liebe zu erwidern schien, sie jedoch nicht heiratete. Stattdessen ging er zurück in seine Provinz, und Anja, die gerade so von ihrem Gehalt leben konnte, beschwatzte ihre Mutter, ihr Geld zu leihen – was diese auch tat –, um ihrem Kim nach Thailand zu folgen. Dummerweise war der, als sie zwei Jahre später dort ankam, bereits verheiratet und Vater eines vier Monate alten Babys.

»Anja war am Boden zerstört«, hatte ihnen Frau Derling erzählt. »Sie liebte diesen Menschen nun mal und hat alles versucht, um ihn zurückzugewinnen. Eineinhalb Jahre ist sie in Thailand geblieben. Als sie zurückkam, war sie schwanger von Kim. Es war ein Junge. Er wurde in Husum geboren, und sie hat ihn Carmelo genannt. Aber es war schwer für sie als alleinerziehende Mutter, zumal sie ja arbeiten musste. Die meiste Zeit habe ich den kleinen Carmelo betreut. Und Anja hing immer noch an ihrem Kim, obwohl er inzwischen schon dreifacher Vater war. Sie war so unglücklich, dass ich ihr noch einmal ein halbes Jahr Thailand finanziert habe. Mein Mann, Hans, war ja dagegen. Aber Anja konnte sehr hartnäckig sein, wenn sie etwas wollte. Und vor allem wollte sie, dass Kim seinen Sohn kennenlernt. Wer weiß, vielleicht hat sie darauf gehofft, dass Kim sich doch noch für sie entscheidet.« Sie hatte tief geseufzt. »Sie können sich vielleicht vorstellen, wie enttäuscht ich war, als sie ohne Carmelo zurückkam. Kim und seine Frau, die inzwischen im Norden von Thailand lebten, wollten ihn adoptieren, und Anja schien das ganz recht zu sein. Ich war wirklich außer mir! Aber Anja meinte, dort hätte er ein besseres Leben, als sie ihm als arbeitende, alleinerziehende Mutter bieten konnte, er wäre dann ja doch den ganzen Tag in der Kindertagesstätte oder bei einer Nanny gewesen.«

»Hätten Sie ihn nicht betreuen können?«, hatte Fitzen gefragt, aber Frau Derling hatte erklärt, sie habe damals gerade ein besonders schlimmes Muskelrheuma gehabt, hätte Kortison bekommen und wäre nicht sehr belastbar gewesen.

»Was hältst du von Anja Derling?«, fragte Fitzen nun, während er sein zweites Brötchen auspackte. »Glaubst du, der Sohn käme infrage? Hass, Wut, Enttäuschung, weil sie ihn ja quasi weggegeben hat? Stattdessen hat sie sich dann ein Pferd angeschafft, was auch ziemlich betreuungsintensiv ist, aber nicht ganz so teuer und aufwändig wie ein Sohn.«

Benthien zuckte mit den Schultern. »Sie war doch gerade erst drei Monate in Thailand gewesen, letzten Herbst. Also kümmert sie sich um ihren Sohn. Warum sollte er ihr hinterherfliegen?«

»Vielleicht hatten sie Streit? Bangkok ist von Deutschland rund elf Flugstunden entfernt, also nicht gerade eine Weltreise. Ihr Sohn ist inzwischen achtzehn, und das Eis könnte symbolisch gemeint sein, seine eigene Mutter, die ihn im Stich gelassen hat, ein Mensch mit einem eisigen Herzen ...«

Benthien warf Fitzen einen Blick zu. »Sag mal, liest du neuerdings Heftrömane? Wir wissen noch viel zu wenig, um irgendwelche Schlüsse ziehen zu können. Natürlich werden wir den Sohn überprüfen, aber lass uns doch mal unvoreingenommen an die Sache herangehen. Außerdem wäre ich dir dankbar, mein Lieber, wenn du mir nicht den ganzen Wagen vollkrümeln würdest!« Benthien zögerte kurz, ehe er fortfuhr. »Sag mal, bilde ich mir das ein, oder kam dir Elke Derling auch irgendwie bekannt vor? Ich meine, ich hätte sie schon mal gesehen.«

»Beruflich, als Zeugin, oder hast du sie mal verhaftet?« Fitzen schüttelte den Kopf. »Mir war sie völlig unbekannt. Übrigens, meiner Mutter sagen auch oft Leute, dass sie ihnen bekannt vorkommt, oder Fremde grüßen sie. Sie meinte kürzlich ganz resigniert zu mir, sie hätte wohl ein norddeutsches Dutzendgesicht. Vielleicht sieht Elke Derling jemandem ähnlich, den du kennst.« Fitzen biss in sein Matjesbrötchen und konnte gerade noch den Tropfen Soße auffangen, der unter dem Salatblatt hervorquoll.

»Wird wohl so sein«, antwortete Benthien nachdenklich und konzentrierte sich wieder auf die Straße vor ihm.

Martha Gropius erwachte früh an diesem Morgen. Vielleicht war es der Nordsturm, der um ihr altes Haus strich und alles zum Klingen, Klopfen und Scheppern brachte, was nicht niet- und nagelfest war. Auch Butte war bereits wach. Er lag auf seiner Matratze neben ihrem Bett und blickte sie aus seinen großen braunen Augen an, die aussahen, als habe sie jemand mit einem Kajalstrich umrandet. Als er merkte, dass Martha wach war, sprang er auf. Er reckte sich ausgiebig, wobei er die Zunge herausstreckte und sonderbare Laute in allen Tonlagen hervorbrachte, ein Mittelding zwischen Jaulen, Quietschen und kleinen, begeisterten Hundeschreien. Butte war überhaupt der stimmbegabteste Hund, den Martha kannte, kein anderer hatte solch ein reichhaltiges Repertoire an Tönen wie er. Sie kuschelte sich noch einmal in die Kissen und hing ihren Erinnerungen nach. Einmal hatte sie ihrer Mutter in den Urlaub geschrieben, dass Butte so unglaublich drollig war, wenn er sie morgens begrüßte, und hatte – vergeblich – versucht, ihr Buttes so besondere Laute zu beschreiben. Und dann seine begeisterten Begrüßungszeremonien, wenn er jemand lange nicht mehr gesehen hatte ...

Nein, für Erinnerungen hatte sie jetzt keine Zeit, sie musste an die Arbeit gehen! Martha setzte sich auf den Bettrand und versenkte ihre Hände in Buttes unglaublich weichem Brustfell, ließ seine lustigen Ohren, halb hängend, halb stehend, durch ihre Hände gleiten und gab ihm einen Kuss auf die Stirn, die sich in Karamellfarben fast herzförmig von dem übrigen schwarzen Fell absetzte. Butte drückte dafür seinen Kopf gegen ihren Oberschenkel und rieb seine Schnauze an ihrem dicken Nachthemd, wobei er sie nicht aus den Augen ließ.

Wenig später saß er in der Küche und beobachtete, wie Martha Frühstück machte, wobei seine Zunge tropfte wie ein Wasserhahn, der leckt.

Er bekam einen kleinen Appetithappen in Form von Hundekuchen, bevor Martha sich neben den bullernden alten Kachelofen an den Küchentisch setzte und sich ihren Milchkaffee zurechtmixte. Wie schön, dass ihr Großvater sich als Erstes heute Morgen um den Ofen gekümmert hatte! Ihr selbst fiel es schwer, die Briketts zu schleppen, aber der Ofen war wichtig, denn im Heiztank war kaum noch Öl für die Zentralheizung. Und bevor sie nicht den nächsten Vorschuss bekam, würde sie kein neues Öl kaufen können, daher war trotz der eisigen Temperaturen äußerste Sparsamkeit angesagt.

Sorgenvoll blickte sie aus dem Fenster, doch sie sah nur ihr eigenes Spiegelbild: eine Frau mit graublonden Haaren und schlechtem Schnitt, einem mageren Hals, knöchigen Schultern und großen Augen, die ihr Gesicht beherrschten. Früher, als sie noch attraktiv war, hatte der eine oder andere ihrer Freunde oder Verehrer ihr öfter gesagt, sie sähe so traurig aus, was sie immer geärgert hatte, denn es klang so bedürftig. Jetzt, glaubte sie, könnten sie durchaus recht haben – wenn es denn noch welche gäbe. Nur Johannes, Johannes hatte das nie gesagt.

Martha löschte das Licht und zündete ein Teelicht an. Sie trat ans Fenster, legte die Hände um ihr Gesicht und blickte hinaus in den Schnee. Natürlich war es noch dunkel draußen, aber dass die Schneedecke wieder gewachsen war und immer neuer Schnee hinzukam, konnte sie erkennen. Sie seufzte. Blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als den schmalen Trampelpfad zur Straße wieder freizuschneiteln wie jeden Tag, sonst wäre sie irgendwann gänzlich eingeschneit.

Martha konnte sich nicht erinnern, jemals einen solchen menschenfeindlichen Winter erlebt zu haben. Und das im Februar, wo in anderen Jahren im Garten bereits die ersten Forsythien und Osterglocken blühten. Sie sehnte sich so sehr nach dem Frühjahr. Winter, das war für sie Sterben und Tod, ein tiefes, graues Loch, auf dessen Grund sie sich jetzt befand, zusammen mit Depressionen und der Ungewissheit, ob sie da jemals wieder herausfinden würde.

Sie räumte den Küchentisch ab, stellte das benutzte Geschirr in die Spüle und griff, fast widerwillig, zu ihrem Block, um die erste Illustration für das neue Buch anzufangen. Es war ein Thema, das ihr ganz und gar nicht behagte: Folter im Mittelalter. Unglaublich, was die Menschen damals einander angetan hatten! Und sie musste diese Schilderungen nun in bildhafte Szenen umsetzen: geköpfte, geräderte, aufgespießte Menschen, die für zum Teil geringfügige Vergehen oder solche, die man ihnen andichtete, bestraft worden waren, immer auf die grausamste Art und Weise, immer bis zum Tod. Sie kannte den Autor nicht, aber ihr schien, als hätte er ein großes Vergnügen bei seinen akribischen Schilderungen empfunden.

Sie machte die ersten zögerlichen Striche. Eine Frau auf dem Scheiterhaufen, festgebunden an einen Pfahl, Flammen hatten bereits ihre im Luftzug des Feuers wehenden Haare erfasst, der Mund war aufgerissen zu einem einzigen, ungeheuerlichen Schrei, ähnlich dem Gemälde von Edvard Munch. Sie kannte es gut, denn einen Druck davon hatte sie in ihrem Schlafzimmer aufgehängt.

Als Martha aufsaß, erblickte sie im Türrahmen ihre Tante Bea, wie jeden Tag in ihrer geblühten Schürze, wie jeden Tag bereit zur Arbeit. Sie ging zu Martha und umarmte sie. »Musst du wieder so was Schreckliches malen? Mein armes Kind.«